Michael Scott
Colette Freedman
Die 13 Heiligtümer

Michael Scott
Colette Freedman

DIE 13 HEILIGTÜMER

THRILLER

Aus dem Englischen übersetzt
von Hans Link

penhaligon

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Thirteen Hallows« bei Tor Books,
published by Tom Doherty Associates, LLC, New York.

Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
© 2011 by Michael Scott and Colette Freedman
© der deutschsprachigen Ausgabe 2013 by Penhaligon Verlag,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7645-3110-2

www.penhaligon.de

Für Sharon, Robert und Barry

Nach der Schlacht war nur Erinnerung übrig geblieben.

Sie erinnerten sich an die Welt so, wie sie einmal gewesen war: eine neue Welt, eine rohe Welt, ihre Welt. In der sie die Herren aller Kreaturen gewesen waren. In der die Menschheit bloßes Vieh gewesen war: um gehütet, geschlachtet und verzehrt zu werden.

Sie erinnerten sich an den Geschmack von Menschenfleisch … und der war süß. So süß.

Aber ihre Erinnerungen waren von Bitterkeit verdorben: Erinnerungen an einen Jungen, der kein Junge war, der sie aus ihrer Welt verstoßen hatte. Der sie niedergerungen hatte. Der sie in der Astralwelt eingekerkert hatte.

Also ersannen die Dämonen einen Plan. Er verlangte jahrhundertelange Vorbereitung, und ein weiteres Jahrhundert war verstrichen, während sie darauf warteten, dass der geeignete Kandidat den Plan ausführte. Sie waren geduldig, denn sie maßen Zeit nicht in menschlichen Spannen. Der Preis war in der Tat hoch. Doch der Plan war einfach: die Heiligtümer zusammenbringen und die Pforte zwischen den Welten aufschließen.

Alles, was sie brauchten, war der richtige Vollstrecker: einen Menschen mit einem Verlangen nach absolutem Wissen, der bereit war, alles zu tun, um ihr Ziel zu erreichen.

Und sie warteten.

SONNTAG,
25. OKTOBER

1

Eine Frau war gestorben.

Sie war sechsundsechzig Jahre alt gewesen, gesund, aktiv, eine Nichtraucherin, die selten trank. Sie war einfach eingeschlafen und nie wieder aufgewacht. Ihre Verwandten und Freunde trauerten, eine Beerdigung wurde arrangiert, Blumen wurden bestellt, ein Gottesdienst organisiert.

Viola Jillian war begeistert.

Sie hatte die Frau nie gesehen, geschweige denn von ihrer Existenz gewusst, bis sie von ihrem Tod erfuhr. Aber sie war froh, dass diese Frau gestorben war. Darüber empfand Viola ein vages Schamgefühl, war aber selbstsüchtig genug, um nicht *allzu* verlegen zu sein. Schließlich bot der Tod der Frau ihr eine umwerfende Chance. Solch eine Chance lief, wie sie sich immer wieder ins Gedächtnis rief, einem nicht oft über den Weg, und wenn es passierte, musste man sie mit beiden Händen ergreifen. Dies war die Gelegenheit. Die vollbusige Brünette mit den Elizabeth-Taylor-Augen gehörte seit ein paar Wochen der Drury Lane Company an, die eine Neubearbeitung des Stücks *Oliver* aufführte. Die Verstorbene war die Mutter der Hauptdarstellerin gewesen, und jetzt hatten die Produzenten Viola mitgeteilt, dass sie am folgenden Abend die Nancy spielen würde.

Die junge Frau hatte der untröstlichen Hauptdarstellerin gegenüber sofort ihr Mitgefühl bekundet, aber erst nachdem sie

ihren Manager und Beinahe-Freund gedrängt hatte, alle Hebel in Bewegung zu setzen, damit bei ihrem Debüt ausreichend Presse im Publikum sitzen würde. Dies war ihre Chance, und sie war entschlossen, das Beste daraus zu machen.

Viola Jillian hatte sich immer gewünscht, ein Star zu sein.

Für gewöhnlich genehmigte sich Viola sonntags ein paar Drinks mit einigen anderen Mädchen aus dem Ensemble, aber sie wollte für diese Wendung in ihrem Leben gut ausgeruht sein. Viola wusste, wie es im Theater zuging: kein großer Star, der nicht durch Zufall entdeckt worden wäre. Sie wusste tief in ihrem selbstsüchtigen Herzen, dass sie ein großer Star war. Sie stellte sich vor, wie man sie entdeckte. Sie hatte das Talent, das Aussehen und den Elan. Sie wollte auch Filmrollen bekommen. Sie hatte bereits in den britischen Soaps *EastEnders* und *Coronation Street* mitgespielt, aber sie war es müde, immer die zweite Geige zu spielen oder sogar nur die fünfte oder sechste, und sie hatte Angst, dass sie auf solche Rollen festgelegt werden würde. Sie war fast vierundzwanzig; ihr blieb nicht mehr viel Zeit. Sollten die anderen die ganze Nacht in der Ku Bar trinken, sie ging nach Hause ins Bett.

Es war eine spektakuläre Herbstnacht, wolkenlos und mild, und sie beschloss, den Weg zu ihrer nahe gelegenen Wohnung in Soho zu Fuß zurückzulegen.

Viola war nicht weiter als einige Hundert Meter gekommen, als sie ein Kribbeln in ihrem Nacken spürte. Sie war ihr Leben lang Tänzerin gewesen, und jeder Tänzer kannte das Gefühl, wenn jemand im Publikum sich auf ihn konzentrierte.

Viola wusste, dass irgendjemand sie beobachtete.

Um halb zwölf Sonntagnacht waren die Londoner Straßen voller Nachtschwärmer. Viola drückte sich ihre Tasche fester an die Brust und beschleunigte den Schritt die Shaftesbury Ave-

nue entlang. Es hatte in letzter Zeit eine Abfolge gewalttätiger Überfälle gegeben, und sie hatte nicht die Absicht, einem davon zum Opfer zu fallen. Ihre Wohnung war weniger als zehn Minuten entfernt. An jeder Straßenecke blickte sie sich um, aber sie konnte niemanden entdecken, obwohl das Kribbeln in ihrem Nacken blieb. Viola eilte die weniger stark frequentierte Dean Street entlang und rannte halb, als sie den fast leeren Carlisle Place erreichte.

Erst als sie in die Sicherheit ihres Wohnhauses flüchtete und die Haustür hinter sich schloss, entspannte Viola sich. Sie nahm sich vor, mit ihrem Therapeuten über diese immer stärkeren Angstattacken zu reden. Für eine Schauspielerin führte sie ein ziemlich gewöhnliches Leben, und die Möglichkeit, dass jemand wie sie verletzt wurde, war praktisch gleich null. Sie schüttelte den Kopf über ihre lächerliche Furcht, während sie eine von Nancys Erkennungsmelodien summte. Als sie im Flur stand, sah sie die Post des Tages durch, warf einige überfällige Rechnungen weg und behielt einen Coupon für einen Shop der Ladenkette *Anthropologie*, der vor Kurzem auf der Regent Street eröffnet hatte. Dann verlagerten sich ihre Gedanken auf praktischere Fragen, und sie überlegte, ob sie die Kostümbildnerin bitten sollte, Nancys rotes Kleid abzuändern, um ein wenig zusätzliches Dekolleté zu zeigen und ihre beiden besten Stücke zu betonen.

Als sie die Treppe erreichte, hörte sie einen gedämpften Aufschrei aus 1C – Mrs. Clays Wohnung.

Für gewöhnlich war sie nicht der Typ, der sich in die Angelegenheiten anderer Leute mischte, vor allem wenn die andere Person in den Siebzigern war und sich ständig darüber beklagte, dass Viola zu viel Lärm mache. Deshalb stieg sie weiter die Treppe hinauf. Dann hörte sie das schwache Klirren von zerbrechendem

Glas. Viola blieb abrupt stehen und ging die Treppe wieder hinunter. Irgendetwas stimmte da nicht.

Als sie vor der Tür der alten Frau stand, drückte sie die Wange gegen das kalte Holz, schloss die Augen und lauschte. Aber das einzige Geräusch, das sie ausmachen konnte, war ein schwaches Röcheln, wie das Geräusch von angestrengtem Atmen.

Sie klopfte – leise, damit sie die anderen Nachbarn nicht weckte. Als keine Reaktion kam, drückte sie den Finger auf die erleuchtete Türklingel. Tschaikowskys *Ouvertüre 1812* erschallte auf der anderen Seite der Tür. Für einen Moment dachte sie, dass es die Klingel war, die sie vernahm, bevor sie begriff, dass es wahrscheinlich der klassische Radiosender war, der einzige Sender, den Mrs. Clay hörte – für gewöhnlich sehr früh am Morgen.

Immer noch keine Reaktion.

Sie drückte abermals auf die Klingel und stellte fest, dass die Musik ungewohnt laut war. Sie hatte niemals so spät am Abend etwas so Lautes aus der Wohnung der alten Frau gehört. Viola fragte sich plötzlich, ob Mrs. Clay vielleicht einen Herzanfall erlitten haben könnte. Aber sie wirkte sonst immer kerngesund und war extrem fit für ihr Alter. »Gute Landluft«, hatte sie einmal erklärt, um Viola vom Rauchen abzubringen – sie hatte auf der Schauspielschule damit angefangen. »Als ich ein Mädchen war, habe ich auf dem Land gelebt. Diese Luft nährt einen fürs ganze Leben.«

Viola klingelte noch einmal und drückte so fest auf den Klingelknopf, dass ihre Fingerkuppe auf dem Plastik weiß wurde. Vielleicht hörte Mrs. Clay das Läuten nicht, weil die Musik so laut war. Als wieder niemand öffnete, tastete Viola in ihrer Umhängetasche und zog ihr Schlüsselbund heraus. Die alte Frau hatte ihr vor einigen Monaten einen Zweitschlüssel für die Wohnung gegeben. »Für den Notfall.«

Nachdem sie den richtigen Schlüssel gefunden hatte, sperrte sie auf, öffnete die Tür und trat in die Wohnung. Sofort schlug ihr ein scharfer, metallischer Gestank entgegen, hart und unangenehm, gemischt mit dem Geruch von Fäkalien. Viola prallte zurück, Galle stieg ihr auf. Sie presste eine Hand auf den Mund und tastete mit der anderen nach dem Lichtschalter. Es ging kein Licht an, als sie den Schalter drückte. Also ließ sie die Tür offen, damit überhaupt etwas Licht in den winzigen Flur fiel, und ging weiter … und registrierte, dass der Teppich unter ihren Füßen durchweicht war, klebrig von einer Flüssigkeit, die zu zäh war, um Wasser sein zu können. Was war es dann? Sie kam zu dem Schluss, dass sie es nicht wissen wollte – es würde sich jedenfalls abwaschen lassen. Hoffte sie.

»Mrs. Clay … Mrs. Clay?«, rief sie und dann etwas lauter, um sich über die Musik hinweg verständlich zu machen. »Beatrice! Ich bin es, Viola Jillian. Ist alles in Ordnung?«

Keine Antwort.

Die alte Frau war wahrscheinlich gestorben, hatte einen Herzinfarkt oder etwas in der Art bekommen. Viola würde einen Krankenwagen rufen und wahrscheinlich die ganze Nacht im Krankenhaus verbringen müssen. Sie würde morgen früh beschissen aussehen.

Viola drückte die Tür zum Wohnzimmer auf. Und blieb stehen. Der Gestank war hier stärker; beißender Geruch nach Urin brannte ihr regelrecht in den Augen. Selbst in dem schwachen Licht sah sie, dass der Raum verwüstet war. Die wunderbare Musik spielte weiter, ein höhnischer Kontrapunkt zu der Zerstörung um sie herum. Jedes Möbelstück war umgeworfen, die Armlehnen der Kaminsessel waren abgerissen, die Rückseite des rosafarbenen geblümten Sofas durchgebrochen, die Polster aufgeschlitzt worden. Jemand hatte alle Schubladen aus dem Schrank

gezogen und deren Inhalt überall verstreut, Bilder von den Wänden gerissen und deren Rahmen verbogen. Ein alter viktorianischer Spiegel lag auf dem Boden, durchzogen von Rissen wie feinen Spinnwebfäden, als hätte jemand daraufgetreten. Mrs. Clays umfangreiche Sammlung von Glasfiguren war in den Teppich getrampelt worden.

Ein Einbruch.

Viola atmete tief ein und versuchte, ruhig zu bleiben. Jemand war in die Wohnung eingebrochen. Aber wo war Mrs. Clay? Sie bahnte sich einen Weg durch die Zerstörung, Glas knirschte unter ihren Füßen, und sie betete, dass die alte Frau nicht hier gewesen sein möge, als ihre Wohnung verwüstet wurde. Aber instinktiv wusste sie bereits, dass es so nicht gewesen war. Beatrice Clay verließ ihre Wohnung abends kaum einmal.

»Zu gefährlich«, hatte sie gesagt.

Bücher schliffen über den Boden, als sich Viola gegen die Schlafzimmertür stemmte und sie weit genug öffnete, um an den Lichtschalter zu gelangen. Aber wieder ging das Licht nicht an. Im schwachen Schein des Flurlichts konnte sie erkennen, dass dieser Raum ebenfalls verwüstet war. Auf dem Bett lag ein Bündel dunkler Kleider und Decken.

»Beatrice? Ich bin es, Viola.«

Das Bündel Kleider auf dem Bett bewegte sich, und Viola hörte flache Atemzüge. Sie stürmte durch den Raum und sah den Scheitel von Beatrice Clay. Sie ergriff die oberste Decke, riss sie zurück und spürte an ihren Händen eine warme Nässe. Die Frau auf dem Bett zuckte krampfhaft. Die Bastarde hatten sie wahrscheinlich gefesselt. Viola fasste nach einer weiteren Decke. In dem Moment schwang die Schlafzimmertür knarrend auf, und ein Lichtschein fiel aufs Bett.

Jemand hatte Beatrice Clay die Kehle aufgeschlitzt, zuvor aber

ihren Körper schrecklich verstümmelt. Doch trotz ihrer grauenvollen Verletzungen lebte sie noch, Mund und Augen weit geöffnet in lautloser Qual, ihr Atem ein harsches Rasseln.

Der Schrei blieb der jungen Frau im Hals stecken, als ein Schatten über das Bett fiel.

Krank vor Entsetzen drehte Viola sich um. Eine Gestalt füllte den Türrahmen aus. Auf ihrem feuchten, nackten Fleisch spiegelte sich das Licht. Viola sah zwar, dass es ein hochgewachsener, muskulöser Mann war, konnte aber seine Gesichtszüge im Gegenlicht nicht erkennen. Er hob den blutigen Speer, den er in der linken Faust hielt. Als der Mann in den Raum trat, konnte sie ihn auch riechen: kräftigen, fleischigen Moschusduft von Schweiß und den Kupfergeruch von Blut.

»Bitte …«, flüsterte sie.

Das Licht flackerte auf der Klinge der Waffe. »Siehe der Speer des qualvollen Stichs.« Dann begann er obszönerweise, mit der tödlichen Waffe die nervenzerfetzende *Ouvertüre 1812* zu dirigieren, und als die Musik ihren abschließenden Höhepunkt erreichte, bewegte sich seine Schulter, und das Licht schoss auf sie zu.

Da war kein Schmerz.

Nur eine plötzliche Kälte verspürte Viola unter der Brust, dann die Wärme, die aus ihr floss, um sie zu umarmen. Flüssigkeit rann ihren Bauch hinab. Sie versuchte zu sprechen, aber ihr fehlte der Atem, um Worte zu formen. Dann nahm sie Licht im Raum wahr, kalte, blaue und grüne Flammen funkelten und wanden sich über die lanzenförmige Klinge des Speers.

Sie war erstochen worden – Gott im Himmel, sie war erstochen worden.

Feuer züngelte um den Schaft des Speers und erhellte das Fleisch der Hand, die die Waffe hielt. Als Viola auf die Knie fiel

und beide Hände auf die klaffende Wunde in ihrer Brust presste, bemerkte sie, dass der Mann beunruhigend gut aussah und dass er groß war.

So groß.

Groß, dunkelhaarig und attraktiv.

Viola versuchte, sich zu konzentrieren, und sie fragte sich, ob ihre Augen ihr einen Streich spielten oder ob der Schmerz ihr Urteil trübte.

Der Speer wurde gehoben, Schlangen von kaltem Feuer sprangen auf den Kopf des Mannes über und beleuchteten sein Gesicht. Als sie seine Augen sah, begriff sie, dass sie in der morgigen Vorführung nicht die Nancy spielen würde.

Viola Jillian würde niemals ein Star sein.

MONTAG,
26. OKTOBER

2

»Noch einer«, sagte Judith Walker zu Franklin, ihrem Kater, während sie eine Dose Thunfisch öffnete. Obwohl sie ihn hinter einer Mülltonne gefunden hatte, war ihr Kater ein Gourmet und fraß nichts anderes als Dosenfisch. Judith versuchte, etwas Trost bei ihrer geliebten Katze zu finden, aber Franklin war zu sehr mit seiner Mahlzeit beschäftigt.

Ein weiterer Todesfall also, und zwar der, vor dem ihr gegraut hatte.

Judith hatte Bea Clay vor siebzig Jahren kennengelernt, als sie beide noch kleine Kinder gewesen waren, und ihre Busenfreundschaft hatte die Jahrzehnte überdauert.

Judith war erst im letzten Monat mit dem Zug nach London gefahren, wo sie sich auf einen Tee getroffen hatten, bevor sie wie zwei kichernde Teenager durch die National Gallery spaziert waren. Sie standen sich näher als Schwestern. Beide Frauen waren einander durch ihre Ehen und Scheidungen, Kinder und Enkelkinder und die Zipperlein des nahenden Alters verbunden geblieben. Regelmäßig hatten sie sich Briefe und später E-Mails geschrieben. Das hatte sie einander nähergebracht, als sie sich als Nachbarinnen hätten sein können.

Als aus der Stadt evakuierte Kinder waren sich die beiden das erste Mal während des Zweiten Weltkriegs in Wales begegnet. Sie hatten sofort Freundschaft geschlossen. Wann immer Judith

an ihre Freundin dachte, erinnerte sie sich an ein schönes kleines Mädchen mit pechschwarzen Augen und dazu passendem Haar, das so dicht war, dass es, wann immer sie es kämmte, vor Elektrizität funkelte und knisterte.

Arme Bea. Es hatte in ihrem Leben immer so viel Schmerz gegeben, so viel Verlust. Sie hatte drei Ehemänner begraben und ihr einziges Kind überlebt. Sie hatte eine Enkeltochter, die in New York City wohnte, die sie jedoch nie sah. Sie war einsam.

Aber mit vierundsiebzig waren wohl die meisten Menschen einsam.

Bea schien in ihrem Leben immer den Kürzeren gezogen zu haben. Sie hatte die Hungerjahre und die Rezession durchlitten. Als dann die Immobilienpreise gestiegen waren und sie endlich die Chance bekam, ein kleines Vermögen zu machen, hatte sie zu lange mit dem Verkauf ihres Hauses gewartet – in der Hoffnung, dass die Preise noch weiter anziehen würden. Nachdem die nächste Rezession auf dem Fuß gefolgt war und die Preise in den Keller gepurzelt waren, war sie gezwungen gewesen, in eine winzige Wohnung in einem Haus zu ziehen, das größtenteils von Studenten und Künstlern bewohnt wurde, die mehrere Jahrzehnte jünger waren als sie. In ihrer letzten E-Mail hatte sie davon gesprochen, möglicherweise aus London fortzugehen, sich ihre mageren Ersparnisse auszahlen zu lassen und ihre letzten Tage in einem Pflegeheim in den Cotswolds zu verbringen.

Judith hatte gescherzt, dass sie sich ihr möglicherweise anschließen würde. Denn für sie wurde es immer härter, mit ihrer arthritischen Hüfte in ihrem Cottage zu leben, und die Wohnungen in den Pflegeheimen waren gewöhnlich ohne Treppen. In einer ihrer jüngsten E-Mails hatten sie beide gewitzelt, dass sie am Ende das schreckliche Duo des Heims sein und mit ihrer Dickköpfigkeit nur Chaos stiften würden. Und Seite an Seite würden sie den Rest

ihrer Tage in der friedlichen Schönheit des Nordens verleben: Sie würden ein unkompliziertes Leben führen, Lesen, Kartenspielen und in einem herrlich einfachen Frieden schwelgen.

Die alte Frau setzte sich, plötzlich überwältigt von ihren Gefühlen. »Zu spät jetzt«, beklagte Judith Walker sich bei Franklin, der von der Küche hereinspaziert und auf das Fenstersims gesprungen war, um sich dort zu rekeln. Er ignorierte sie. Sie lächelte grimmig: Wenn sie starb, würde sie gern als Katze zurückkommen und nur den ganzen Tag schlafen und fressen. Beinahe widerstrebend griff Judith nach der Zeitung und las noch einmal den Artikel im *Guardian.* Der blutige Tod einer alten Frau! Er beanspruchte lediglich acht Zeilen auf der dritten Seite.

Rentnerin und gute Samariterin ermordet

Die Polizei in London ermittelt im Fall des Mordes an Beatrice Clay (74) und deren Nachbarin, Viola Jillian (23). Die Ermittler gehen davon aus, dass die verwitwete Mrs. Clay nächtliche Einbrecher in ihrer Erdgeschosswohnung überrascht hatte; die Täter fesselten das Opfer ans Bett und knebelten es mit einem Kissenbezug, woran Mrs. Clay erstickte. Die Polizei vermutet, dass Miss Jillian, die in der Wohnung darüber wohnte, möglicherweise durch Lärm alarmiert nach dem Rechten sehen wollte und ihrer Nachbarin zu Hilfe eilte. In einem Kampf mit einem der Einbrecher wurde Miss Jillian erstochen.

Judith nahm die Brille ab und ließ sie auf die Zeitung fallen. Sie kniff sich in den Nasenrücken. Was stand in dem Bericht *nicht*? Was war mit Absicht unterdrückt worden?

Aus ihrem Strickbeutel holte sie eine frisch geschärfte Schere und schnitt den Artikel sorgfältig aus. Später würde sie ihn in ihrem Ordner einheften. Die Liste der Todesanzeigen wuchs.

Bea Clay war der fünfte Todesfall und der vierte in den letzten zwei Monaten. Oder zumindest der fünfte, von dem sie wusste. Wenn schon die Ermordung einer älteren Frau in London weni-

ger als acht Zeilen rechtfertigte, dann würde der Unfalltod oder der Tod aus ungeklärter Ursache einer Rentnerin wahrscheinlich öffentlich völlig unbeachtet bleiben.

Judith hatte alle Opfer gekannt.

Millie war das erste gewesen. Vor zehn Jahren war Mildred Bailey in ihrem Haus gestorben. Die Invalidin, die mit ihrem Neffen in einem Bauernhaus in Wales gelebt hatte, war das Opfer eines schrecklichen Unfalls geworden.

Inzwischen hatte Judith begriffen, dass es kein Unfall gewesen war. Ebenso wenig wie die anderen.

Millie hatte Wales nie verlassen. Ihre Eltern waren der Bombardierung Londons zum Opfer gefallen, und das walisische Ehepaar, bei dem das Kind untergekommen war, hatte die Waise adoptiert. Judith erinnerte sich an Millie, die Älteste ihrer Gruppe von Kindern, als ein ungewöhnlich praktisches Geschöpf. Mit acht Jahren hatte sie es übernommen, auf ihre bunt zusammengewürfelte Gruppe von Kindern aufzupassen – vor allem auf die jüngeren Kinder, die nicht älter als viereinhalb Jahre alt waren. Sie alle waren in der *Operation Rattenfänger* zusammen mit fast dreieinhalb Millionen anderen Kindern innerhalb von drei Tagen mit der Kinderlandverschickung aus den Städten evakuiert worden. Man hatte damals geglaubt, dass die deutsche Luftwaffe alle größeren Städte bombardieren würde und die einzige Möglichkeit, das Überleben der nächsten Generation zu sichern, darin bestehe, sie aufs Land umzuquartieren. Vierhundert Kinder wurden in den fernen Westen geschickt, nach Pwllheli in Wales, und dreizehn davon, darunter Judith, weiter in das kleine Dorf Madoc im gebirgigen Hinterland. Zwölf dieser Kinder kehrten irgendwann nach Hause zurück, aber Millie blieb. Mildreds Todesanzeige war zu entnehmen, dass sie irgendwie aus ihrem Rollstuhl gefallen und eine Treppe hin-

untergestürzt war, um dann von einem Stahlgeländer aufgespießt zu werden.

Judith hatte es als ein schreckliches Ereignis abgeschrieben.

Unglücklich. Unerwartet. Viel zu früh!

Bis zum nächsten Todesfall.

Judith hatte Thomas Sexton nie gemocht. Tommy war als Kind ein Tyrann gewesen. Ein fetter Junge mit roten Locken und braunen Schweinsäuglein. Er hatte die jüngeren Kinder gequält und sie unablässig aufgezogen. Tommy war zu einem noch größeren Tyrannen herangewachsen und bestritt als junger Mann seinen Lebensunterhalt als Schuldeneintreiber. Nachdem er in Rente gegangen war, verdingte er sich als Inkassobevollmächtigter und Geldverleiher. Vor zwei Monaten war er in Brixton ermordet worden. Die Polizei hatte ihn als Opfer eines Bandenkriegs bezeichnet. Die Brutalität seiner Ermordung hatte einiges Interesse in der Presse geweckt: Ihm war von der Kehle bis zum Schritt der Leib geöffnet worden, und man hatte ihm Herz und Lunge entnommen. MODERNER RIPPER MACHT LONDON UNSICHER, hatten die Schlagzeilen gelautet.

Judith war über Sextons Ermordung nicht überrascht gewesen. Sie hatte immer gewusst, dass Tommy einmal ein schlimmes Ende nehmen würde. Sie erinnerte sich an eine Nacht, als man ihn dabei ertappt hatte, wie er mit seiner Taschenlampe in den Himmel geleuchtet hatte, als feindliche Bomber über sie hinwegflogen. Er hatte versucht, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Einer der Erwachsenen hatte ihn erwischt und ihn windelweich geschlagen. Später hatte Tommy den anderen gegenüber damit geprahlt. Er habe gehofft, die Flieger würden die Stadt bombardieren, denn er habe mal eine Leiche sehen wollen.

Als sie von Georgina Rifkins Tod in Ipswich vor drei Wochen erfahren hatte, hatte Judith den ersten Anflug von Furcht verspürt.

Der Tod von zwei Menschen, die das Geheimnis kannten, war ein Zufall. Der Tod von dreien konnte kein Zufall mehr sein. Nach offizieller Darstellung war Georgie, eine pensionierte Lehrerin, auf die Gleise gestürzt und vom National Express erfasst worden. Später hatte Judith im Netz das Gerücht entdeckt, dass die alte Frau mit gespreizten Armen und Beinen an die Bahngleise gefesselt worden war.

Erst vor vier Tagen war in Edinburgh Nina Byrne gestorben. Die Presse berichtete, dass die pensionierte Bibliothekarin sich in der Küche ihrer Wohnung versehentlich mit kochendem Öl übergossen habe. Judith wusste, dass Nina niemals kochte.

Und jetzt Bea.

Wie viele würden noch grausam getötet werden?

Judith Walker wusste, dass man sie systematisch abschlachtete, und sie fragte sich, wann sie an die Reihe kommen würde.

Sie stand auf, nahm ein von der Sonne ausgebleichtes Bild vom Kaminsims und trug es ans Fenster. Sie hielt es ins Licht und betrachtete die drei unregelmäßigen Reihen von dreizehn lächelnden Gesichtern. Es hätte ein Klassenfoto sein können, auf dem die älteren Kinder hinten standen und die jüngeren vorn hockten und saßen. Die Schwarz-Weiß-Fotografie hatte schon lange einen Sepiaton angenommen, und es war schwierig, die Gesichter genau auszumachen. Mildred, Georgina und Nina standen alle hinten und betonten die Unabhängigkeit ihrer acht Lebensjahre mit umeinandergeschlungenen Armen.

Ein feixender Tommy kniete links von Bea. Judith saß im Schneidersitz neben ihr; die beiden Mädchen trugen identisch geblümte Kleider und passende Haarbänder in ihrem schwarzen Haar, das ihnen in losen Löckchen über die Schultern fiel. Die kleinen, dunkelhaarigen Mädchen sahen sich ähnlich genug, um für Schwestern gehalten zu werden.

Fünf von diesen Kindern waren jetzt tot.

Langsam und schwer auf den Gehstock gestützt, von dem sie geschworen hatte, dass sie ihn niemals benutzen würde, humpelte sie durch das kleine, geflieste Cottage und versicherte sich ein zweites Mal, dass alle Fenster geschlossen und die Türen verriegelt waren. Sie war sich nicht sicher, als wie effektiv sich diese Barrieren erweisen würden, wenn sie zu ihr kamen, aber vielleicht würde es sie lange genug aufhalten, dass sie die rezeptpflichtigen Tabletten schlucken konnte, die sie bei sich trug.

Sie könnte zur Polizei gehen, aber wer würde dem Geschwafel einer verrückten alten Frau glauben, die allein lebte und bekannt dafür war, dass sie sich mit ihrer Katze unterhielt? Was würde sie ihnen sagen? Dass fünf der Kinder, mit denen sie während des Kriegs evakuiert gewesen war, getötet worden waren und dass sie davon überzeugt war, eins der nächsten Opfer zu sein?

»Erzählen Sie uns, warum jemand den Wunsch haben sollte, Sie zu töten, Mrs. Walker?«

»Weil ich einer der Hüter der Dreizehn Heiligtümer Britanniens bin.«

Judith hielt am Fuß der Treppe inne und lächelte bei dem Gedanken. Es klang selbst für sie absurd. Vor siebzig Jahren war sie genauso skeptisch gewesen.

Sie ging langsam hinauf, sorgte dafür, dass sie sich gut am Geländer festhielt, und stützte den Gehstock fest auf, bevor sie auf die nächste Stufe trat. Sie hatte sich bei einem schlimmen Sturz vor zwei Jahren die rechte Hüfte gebrochen.

Vor siebzig Jahren hatte es im Krieg einen herrlichen Herbst gegeben. Dreizehn Kinder waren in das Dorf im Schatten der walisischen Berge verschickt worden, und in den folgenden Monaten waren sie notgedrungen zu einer Schicksalsgemeinschaft geworden. Für die meisten von ihnen war es das erste Mal, dass sie von

zu Hause weg waren, das erste Mal, dass sie auf einem Bauernhof waren.

Es war ein großes Abenteuer gewesen.

Als der alte Mann mit dem langen weißen Bart im Sommer 1940 auf den Bauernhof kam, war er einfach eine weitere Kuriosität, bis er anfing, ihnen seine wilden und wunderbaren Geschichten voller Magie zu erzählen.

Judith drehte den Schlüssel im Türschloss des Gästeschlafzimmers um und drückte die Tür auf. Staubflöckchen kreiselten im spätnachmittäglichen Sonnenschein, und sie nieste in die trockene, abgestandene Luft hinein.

Monatelang hatte der alte Mann sie mit Geheimnissen und Bruchstücken von Geschichten geneckt, hatte Andeutungen gemacht, Hinweise gegeben, dass die Kinder etwas Besonderes seien und es kein Zufall sei, dass gerade sie an diesen Ort gekommen waren. »Gerufen« war das Wort, das er benutzt hatte.

Judith öffnete den Schrank und rümpfte die Nase über den durchdringenden Geruch von Mottenkugeln.

Wochenlang hatte er sie etwas Besonderes genannt, seine jungen Ritter, seine Hüter. Aber als der Sommer zu Ende ging und der Herbst nahte, hatten die Geschichten des alten Mannes eine neue Dringlichkeit angenommen. Er begann, einzeln mit ihnen zu sprechen, ihnen spezielle Geschichten zu erzählen, beunruhigende, erschreckende Geschichten, die seltsam vertraut waren, als wären sie in ihrem Unterbewusstsein immer da gewesen und als hätte er sie lediglich hervorgelockt. Sie dachte zu dieser Jahreszeit bis heute an ihn, wenn am einunddreißigsten Oktober das uralte keltische Fest Samhain nahte: der Vorabend zu Allerheiligen.

Judith schauderte. Sie konnte sich immer noch genau an die Geschichte erinnern, die der alte Mann ihr erzählt hatte. Das hatte in ihr einen solchen Widerhall ausgelöst, der sie nie wie-

der zur Ruhe hatte kommen lassen. Während der letzten siebzig Jahre träumte sie Bruchstücke lebhafter Bilder und hatte verblüffende Albträume, die ihr geholfen hatten, eine erfolgreiche Kinderbuchautorin zu werden. Den fantastischen Bildern, die sie zu Papier brachte, schien sie damit ein wenig von ihrer einschüchternden Macht zu rauben – ja, sie gewann auf diese Weise sogar ein wenig die Oberhand über ihre Albträume.

Judith Walker griff in den Schrank und zog einen dicken Navy-Mantel heraus, der einst ihrem Bruder gehört hatte und schon in den Sechzigern aus der Mode gekommen war. Nachdem sie den grauen Mantel linksherum über die Tür gehängt hatte, zog sie ein in Papier gewickeltes Bündel aus einer ausladenden Tasche und trug es zum Bett, wo sie das Päckchen langsam und mit großem Widerstreben auswickelte.

Es kostete eine Menge Fantasie zu begreifen, dass der Brocken verrosteten Metalls, der sich in die vergilbten Zeitungsblätter schmiegte, der Griff und ein Teil der Klinge eines Schwerts war. Aber sie hatte nie daran gezweifelt. Als der alte Vagabund es ihr zum ersten Mal in die Hände gedrückt hatte, hatte er ihr seinen wahren Namen ins Ohr geflüstert. Sie konnte noch immer seinen Atem spüren, würzig und ranzig an ihrem kleinen Gesicht. Sie brauchte das Schwert nur bei seinem wahren Namen zu nennen, um seine Macht zu entfesseln. Sie hatte seinen Namen seit Jahren nicht mehr laut ausgesprochen …

»Dyrnwyn.«

Judith Walker betrachtete den Metallklumpen in ihren Händen. Sie wiederholte den Namen: »Dyrnwyn, Schwert von Rhydderch.«

Früher einmal wäre der Metallklumpen zitternd zum Leben erwacht, kalte grüne Flammen wären aus seinem Griff geschossen und hätten die Überreste des zerbrochenen Schwerts gebildet.

»Dyrnwyn«, rief Judith ein drittes Mal.

Nichts geschah. Vielleicht war keine Magie mehr in dem Heiligtum. Vielleicht war überhaupt niemals etwas geschehen, und es war alles nur Einbildung gewesen. Die lebhaften Träume eines präpubertären Mädchens vermischten sich mit den verblassenden Erinnerungen einer alten Frau. Sie ließ das verrostete Metall aufs Bett fallen und strich Rostflocken von ihrer faltigen Haut. Der Rost hatte sie blutrot gefärbt.

Millie, Tommy, Georgie, Nina und Bea hatten ebenfalls eins der dreizehn uralten Heiligtümer besessen. Judith war davon überzeugt, dass man sie wegen dieser Artefakte gefoltert und brutal ermordet hatte. Und was war mit den anderen, zu denen sie den Kontakt verloren hatte? Wie viele von ihnen lebten noch?

Vor siebzig Jahren waren die letzten Worte des alten Mannes an jedes Kind eine deutliche Warnung gewesen: »Bringt die Heiligtümer niemals zusammen.«

Niemand war je auf den Gedanken gekommen, ihn nach dem Grund für dieses Verbot zu fragen.

3

Es war so viel mehr als nur Sex.

Sie hatten das uralte Ritual bis zur Perfektion praktiziert. Ihre feuchten, nackten Körper neckten und erregten einander auf jede erdenkliche Weise, bis sie am Rand eines Orgasmus bebten.

Und dann aufhörten.

Sie genoss intensiven Schmerz, während er sich der besinn-

lichen Begierde hingab, aber jeder von ihnen wusste, welche Knöpfe er drücken musste, um den anderen an den Rand der Ekstase zu treiben. Dann würde Vyvienne, die geschmeidige, athletische junge Frau, mit ausgebreiteten Armen und langen Beinen engelsgleich auf einem alten, aus einer entweihten Kirche gestohlenen Steinaltar liegen. Ahriman würde in sie eindringen – männlich und weiblich würden eins werden, Macht würde zusammenfließen, unaufhaltsam.

Sie führten das alte Ritual aus und beschworen die mächtigsten der magischen Elemente, damit sie ihnen halfen, die Geister der Hüter aufzuspüren. Und wenn sie sie gefunden hatten, würden sie mit ihnen kämpfen.

Um sie zu vernichten.

Vor Jahrzehnten wäre es unvorstellbar gewesen, sich gegen die Hüter der Dreizehn Heiligtümer zu stellen, aber die Zeiten hatten sich geändert. Jetzt waren die Hüter nichts mehr als müde alte Leute, nicht ausgebildet und unbegabt, die meisten von ihnen in seliger Unkenntnis der Schätze, die sich in ihrem Besitz befanden. Obwohl das der Jagd einiges von ihrem Reiz nahm, blieb immer noch, das Töten zu genießen. Aber jetzt, da Allerheiligen bald vor der Tür stand, hatten sie noch andere angeworben, um ihnen zu helfen, das Gemetzel zu vollenden.

Neun der Geheiligten Hüter waren tot. Vier blieben noch übrig.

Vyvienne beobachtete den Mann genau und schätzte die Anspannung in seinen wohldefinierten Muskeln und den pulsierenden Rhythmus seines flachen Atems ab. Ihre kraftvollen Beine schlossen sich um seinen strammen Hintern und hielten ihn in ihr fest, um keine Bewegung zu provozieren, die ihn zum Orgasmus bringen würde. Das wäre ein Desaster.

Denn im gleichen Augenblick würde die Energie verschwinden. Dann würden sie drei Tage körperlicher Reinigung benöti-

gen – kein rotes Fleisch, kein Alkohol, kein Sex –, um diesen kritischen Punkt wieder zu erreichen.

»Das Schachspiel.« Sie hauchte die Worte in seinen offenen Mund.

Er schluckte. »Das Schachspiel«, wiederholte er, und Schweiß rann ihm über seine stoppeligen Wangen und tropfte auf seine unbehaarte Brust.

Sie waren jetzt nah, so nah.

Vyvienne schloss die Augen und konzentrierte sich, alle Sinne geschärft, aufmerksam gegenüber allen möglichen Gerüchen und Geräuschen, die sie zu ihrem Schatz führen würden. Die Gefühle in ihren Lenden waren fast unerträglich, während sie das nächste Objekt ihrer Suche noch einmal nannte – »Das Schachspiel von Gwenddolau« – und ihn zwang, sich zu konzentrieren, den nächsten geheiligten Gegenstand zu visualisieren.

Ahriman presste seine dunklen Augen fest zu, und die Feuchtigkeit sammelte sich in den Winkeln wie Tränen, die sein Gesicht hinunterrollten und auf ihren Bauch und ihre schweren Brüste tropften. Sie spürte die Flüssigkeit und keuchte auf, und die plötzliche, unwillkürliche Kontraktion ihrer Bauchmuskeln ging mit seinem schockierenden, bebenden Höhepunkt einher. Er schrie laut auf, Leidenschaft und Qual untrennbar verbunden.

Vyvienne streichelte ihm übers Haar. »Es tut mir leid, es tut mir so leid.«

Als er den Kopf hob, lächelte er grimmig … und triumphierend. »Nicht nötig. Ich habe es gesehen. Ich habe die Kristallfiguren gesehen, das Brett aus Gold und Silber. Ich weiß genau, wo sie sind.«

Dann zog Vyvienne ihn tief in sich hinein, hielt ihn fest, um ihr eigenes Begehren zu stillen. Sie flüsterte ihm durchtrieben ins Ohr: »Dann machen wir es jetzt zum Vergnügen.«

DIENSTAG,
27. OKTOBER

4

Sarah Miller hatte niemals in ihrem ganzen Leben etwas Außerordentliches getan.

Mit zweiundzwanzig hatte Sarah immer noch hochfliegende Träume. Sie waren ihr von ihrem Vater eingegeben worden, ungeachtet der Tatsache, dass ihre übermächtige Mutter alles in ihrer Macht Stehende tat, um dafür zu sorgen, dass diese Träume niemals in Erfüllung gehen würden. Sie zwang Sarah, die älteste der drei Kinder, eine Arbeit anzutreten, kaum dass sie ihr Abitur in der Tasche hatte. »Um deine Familie zu unterstützen«, hatte Ruth Miller geknurrt und ihr ältestes Kind mit Schuldgefühlen in einen unbefriedigenden Job in derselben Londoner Bank gedrängt, in der ihr Vater dreißig Jahre angestellt gewesen war. Statt ihren Traum von einem Studium zu verwirklichen, hatte sie die Stelle angenommen und an jedem Tag während der letzten vier Jahre täglich den vorgeschriebenen blauen Blazer und den Kakirock getragen. Der Job war eine Sackgasse ohne Aussichten, und sie begriff, dass sie wahrscheinlich für den Rest ihres Lebens hier festsitzen oder der nächsten Runde von Stellenkürzungen zum Opfer fallen würde. Ihr Vater hatte sein ganzes Leben als Angestellter auf der mittleren Ebene in der Bank gearbeitet. Als er zwangsweise in Frührente geschickt worden war, hatte er sich der Gärtnerei zugewandt, denn er war außerstande gewesen, längere Zeit im Haus mit seiner herrischen Ehefrau zu verbringen.

Sechs Wochen später hatte man ihn tot im preisgekrönten Blumenbeet ihrer Mutter gefunden. Herzinfarkt hatte es im Bericht des Leichenbeschauers geheißen. Sarah war es so vorgekommen, als habe ihre Mutter sich mehr darüber aufgeregt, dass er bei seinem Sturz Blumen zerstört hatte, als über seinen Tod.

Danach hatte Ruth Miller alles auf die Karte »Arme Witwe« gesetzt und jede Gelegenheit genutzt, um die Menschen in ihrer Umgebung daran zu erinnern, dass sie drei Kinder zu ernähren und eine Hypothek abzuzahlen hatte. Nachdem sich aber das Mitgefühl der Nachbarn und die Sympathie der Freunde erschöpft hatten, war sie dem Alkohol verfallen und hatte sich eine Reihe von Liebhabern genommen, von denen Sarah und ihre kleinen Brüder ständig angepöbelt worden waren, ohne dass ihre Mutter Partei für sie ergriffen hätte. Stattdessen hatte sie ihre eigene Gehässigkeit auch noch auf die Kinder gerichtet. Sie selbst hatte es nie zu etwas gebracht, und sie war entschlossen, dass auch ihre Kinder es nicht besser haben sollten. Sie erzog die Jungen zu egoistischen, misstrauischen und ängstlichen Männern. Nur Sarah – acht Jahre älter als ihr älterer Bruder – konnte sich dem unheilvollen Einfluss ihrer Mutter ein wenig entziehen. Manchmal fragte sich Sarah spätnachts, ob sie diesem Haus jemals entkommen würde, diesem Leben …

Nick Jacobs zuckte zusammen, als sein Handy klingelte.

»Sie kommt«, war eine tiefe, autoritäre Stimme zu vernehmen, dann wurde aufgelegt. Jacobs, auch bekannt als Skinner, betrachtete sein halb verzehrtes Scone und die kaum angerührte Tasse Kaffee und wusste, dass er seine Mahlzeit nicht beenden würde. Er steckte sich das Scone in die Tasche seiner abgewetzten Lederjacke, verlagerte das Gewicht in dem Metallstuhl und drehte sich so, dass er den Eingang der British Library auf der anderen Seite

des Innenhofs beobachten konnte. Er fragte sich, woher sein Arbeitgeber so viel wusste – er musste einen Informanten in der Bibliothek haben –, als die Glastüren zur Seite glitten und eine grauhaarige ältere Frau erschien, die sich langsam und vorsichtig bewegte und sich bei jedem ihrer gequälten Schritte auf ihren Gehstock stützte. Skinner schob sich die verspiegelte Ray-Ban-Fliegerbrille auf seinen jüngst kahl geschorenen Kopf und stieß seinen Gefährten mit dem Fuß an.

Der hohläugige Teenager, der auf der anderen Seite des Tischs saß, schaute kurz auf, dann blickte er auf die Ausdrucke, die vor ihm lagen. Er zog eine gestochen scharfe Fotografie zu sich heran und drehte sie zu Skinner um. »Sieht aus wie sie.«

»Sie ist es, du Idiot«, blaffte Skinner. Er hasste es, mit Junkies zusammenzuarbeiten; man konnte sich nicht auf sie verlassen, und ihnen war alles scheißegal.

»Ich nehme an, du hast recht«, murmelte Lawrence McFeely und schob sich seine zerkratzte Ray Ban auf der Nase nach oben. Er machte mit dem Kinn eine ruckartige Bewegung in Richtung der Frau, die jetzt die Ossulston Street entlangging. »Im Bericht stand, sie hätte sich die rechte Hüfte gebrochen«, fügte McFeely hinzu. »Sie zieht dieses Bein nach.«

Skinner verdrehte die Augen. »Hör dir doch mal selbst zu. Du hast zu viele verdammte Folgen von *CSI* gesehen.« Er holte tief Luft und tastete nach der Klinge in seiner Tasche. »Dann lass es uns tun. Hol den Wagen.«

McFeely stand langsam auf, drehte sich um und schlenderte davon. Skinner knirschte mit den Zähnen angesichts dieses Mangels an Eile und schwor sich, dass er dem Bastard einen ordentlichen Tritt verpassen würde, wenn dieser Job erledigt war. Er folgte der alten Frau und passte seinen Schritt ihrem an. Sie überquerte langsam den gepflasterten Platz vor dem modernen

Bibliotheksgebäude. Über der Schulter trug sie eine schwere Leinentasche, aus der oben ein Packen Papier herausschaute. Der Skinhead blickte sich flüchtig um; er betrachtete das Gebäude aus Glas und rotem Ziegelstein und wunderte sich, was die alte Frau wohl darin gemacht hatte. Die letzte Bibliothek, die er besucht hatte, war die Schulbibliothek gewesen – er war damals zehn gewesen, und seine Lehrerin, Mrs. Geisz, hatte ihm geholfen, Recherchen zu einem Projekt über Stalaktiten und Stalagmiten anzustellen. Verdammt viel hatte es ihm nicht genutzt; er wusste immer noch nicht, was was war. Er erinnerte sich daran, dass sie gesagt hatte: »Das eine hängt von der Decke, und das andere wächst dorthin.«

Mrs. Geisz war die erste und einzige erwachsene Person gewesen, die jemals nett zu ihm gewesen war. Von Pflegefamilie zu Pflegefamilie war Skinner der typische Fall eines Menschen, der in seinem Leben immer vernachlässigt wird, sich aber verzweifelt nach Liebe und Aufmerksamkeit sehnt. Mit sechsundzwanzig hatte er nur eines, womit er angeben konnte: einen festen Sixpackbauch und ungeheuer starke Muskeln – dank seiner Nachtschichten in einer Brauerei in Birmingham, wo er zehn Mäuse die Stunde verdiente. Um sein mageres Einkommen aufzubessern, nahm er häufig hier und da Gelegenheitsjobs an. Und er war nicht wählerisch, was die Art der Jobs betraf. Darum hatte sein gegenwärtiger Arbeitgeber ihn auch engagiert. Skinner hatte die Gelegenheit ergriffen, leichtes Geld zu verdienen, ohne Fragen zu stellen. Die Tatsache, dass er dabei einigen Menschen wehtun musste, war für ihn eine Dreingabe.

Skinner beobachtete, wie McFeelys brauner Volvo an ihm vorbeifuhr, dann in etwas höherem Tempo die alte Frau passierte und schließlich in der nächstgelegenen Parkbucht ungefähr hundert Meter vor ihr anhielt.

Perfekt. Skinner grinste und zeigte ungleichmäßige Zähne. Einfach perfekt. Dies würden die leichtesten tausend Pfund sein, die er sich je verdient hatte.

Judith Walker verlagerte die schwere Tasche auf ihre linke Schulter und versuchte, etwas Druck von ihrer schmerzenden Hüfte zu nehmen. Sie hatte nicht bemerkt, wie die Zeit verronnen war, als sie in der gedämpften Stille der Bibliothek gesessen hatte, und jetzt tat ihre Hüfte abscheulich weh, und die Muskeln in ihren Schultern hatten sich verkrampft und schmerzten. Und dann stand ihr noch eine anderthalbstündige Zugfahrt bevor.

Der Versuch, etwas über die Heiligtümer Britanniens herauszufinden, war fast wie die Suche nach dem Topf mit dem Gold am Ende eines Regenbogens. Einfach aussichtslos. Sie hatte ein Leben damit verbracht, in Bibliotheken überall in England, Schottland und Wales Recherchen über alte Gegenstände anzustellen. Sie hatte bergeweise Notizen, Fetzen von Legenden und Volksmärchen, aber keine glaubwürdigen Beweise. In letzter Zeit hatte sie begonnen, ihre Suche online auszudehnen, aber wenn sie das Wort *Heiligtümer* in die Suchmaschinen eingab, bekam sie ungefähr vier Millionen Treffer, und die meisten von ihnen handelten, soweit sie erkennen konnte, von Harry Potter. Sie hatte eine ungewöhnliche Seite, die die Dreizehn Heiligtümer auflistete, gefunden; aber es gab nur sehr wenig über deren jeweiligen Ursprung.

Doch die Suche des heutigen Morgens war keine vollkommene Zeitverschwendung gewesen. Später würde sie bei einer Tasse Tee und einigen der Rosinenscones, die sie auf dem Markt gekauft hatte, ihre jüngsten Entdeckungen den Hunderten von Puzzlestücken hinzufügen, die sie im Laufe der Jahre gesammelt hatte. Wenn sie das Material noch einmal durchsehen würde,

könnte sie vielleicht irgendeinen Hinweis auf die wahre Natur der Artefakte finden und das Puzzle zu einem Ganzen zusammensetzen.

Trotzdem hatte sie ihre Zweifel.

Die Heiligtümer waren im Laufe der Jahrhunderte verborgen worden. Die bloße Tatsache, dass es so wenige handfeste Informationen über sie gab, weckte in Judith den Verdacht, dass ihre Existenz aus den Geschichtsbüchern verbannt worden war. Aber wie … und warum?

Jetzt waren fünf der Hüter der Heiligtümer tot. Fünf, von denen sie wusste. Das konnte kein Zufall sein.

Aber die eigentliche Frage war natürlich, was aus den Artefakten geworden war, die sie bewacht hatten. Sie wusste, dass Beatrice den Kessel und den Teller von Rhygenydd besaß oder besser besessen hatte. Während ihr selbst gelungen war, ihr Schwert über die Jahrzehnte hinweg sorgfältig versteckt zu halten, hatte Bea ihr Heiligtum stolz unter den Antiquitäten in ihrem Wohnzimmer zur Schau gestellt. »Wer, der noch alle Tassen im Schrank hat, würde seine wahre Bedeutung kennen?«, hatte Beatrice gesagt und gekichert. »Die Menschen sehen nur, was sie sehen wollen. Nämlich Nippes, gesammelt von einer verrückten alten Frau.«

Aber irgendjemand hatte es gewusst. Und man hatte sie deswegen getötet.

Ein schmerzhafter Krampf ließ sie plötzlich innehalten. Sie hatte das Gefühl, als hätte sie gemahlenes Glas in ihrer Hüfte. An einen Laternenpfahl vor dem Levita House gelehnt, blickte sie die Straße entlang und beschloss plötzlich, dass sie ein Taxi zum Bahnhof nehmen würde. Aus bitterer Erfahrung wusste sie, dass sie, wenn sie sich zu sehr antrieb, den Rest des Tages und den größten Teil der Nacht mit quälenden Schmerzen in ihrer Hüfte verbringen würde.

Natürlich war kein Taxi zu sehen.

Während sie noch mit sich rang, ob sie umdrehen und zurück auf die Euston Road gehen sollte, fiel ihr auf einmal der kahl geschorene Mann in den schmutzigen Jeans auf, der auf sie zukam. Seine Augen waren hinter einer verspiegelten Sonnenbrille versteckt, aber sie konnte an seiner starren Miene erkennen, dass er es auf sie abgesehen hatte.

Die alte Frau schwang ihre Tasche, noch bevor der junge Mann nach ihr griff. Sie traf ihn seitlich am Kopf, was ihn das Gleichgewicht kostete. Er fiel auf die Knie, und seine Sonnenbrille flog in den Rinnstein.

Judith schrie, ihre Stimme hoch und schrill. Typischerweise störte sich niemand daran. Zwar drehten sich ein Dutzend Köpfe in ihre Richtung, aber niemand machte irgendwelche Anstalten, der alten Frau zu Hilfe zu kommen. Autos fuhren vorbei, deren Fahrer sich beinahe den Hals ausrenkten, aber keiner hielt an. Sie machte kehrt, um wegzurennen, aber da war ein anderer Junge hinter ihr, der ihr den Weg versperrte; sein langes, fettiges blondes Haar umrahmte ein ausgezehrtes, hohläugiges Gesicht. Er hielt eine Autotür auf.

Junkie!, begriff sie, während sie ihre Tasche an sich presste.

Ihre Tasche.

Sie wollten lediglich ihre Tasche stehlen. Für gewöhnlich hätte sie ihren Inhalt hergegeben; doch ihr Inhalt war alles andere als gewöhnlich. Sie drehte sich abermals um, gerade als der kahlköpfige junge Mann wieder auf die Füße kam, sein Gesicht zu einer starren Maske des Hasses verzogen.

Sie saß in der Falle.

Skinner war gedemütigt worden. Gerade hatte ihn eine alte Frau umgehauen, die halb so schwer war wie er und dreimal

PENHALIGON
FANTASTISCHE BÜCHER

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Michael Scott, Colette Freedman

Die 13 Heiligtümer
Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 400 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-7645-3110-2

Penhaligon

Erscheinungstermin: April 2013

DER TOD VERFOLGT DICH!

Ohne zu zögern schreitet Sarah Owen ein, als zwei brutale Schläger eine alte Dame malträtieren. Doch da kann die junge Londoner Bankangestellte noch nicht ahnen, auf welches Abenteuer sie sich einlässt: Die Überfallene ist die Hüterin eines uralten Schwertes – eines von 13 Heiligtümern, die geschaffen wurden, um die Menschheit vor Dämonen zu beschützen. Die sterbende Frau fleht Sarah an, das Schwert rasch zu seinem neuen Hüter zu bringen. Denn irgendjemand zieht eine Spur des Blutes durch ganz England, ermordet die Hüter und raubt alle Heiligtümer, um so die Pforten zur Hölle zu öffnen – und die ganze Welt ins Chaos zu stürzen ...

Der Titel im Katalog